sich die Glocken gewünscht! Und nun? War's nicht ein Loskaufen, ein Abschiedsgeschenk wie an eine Tote? —

„Ich danke Euer Majestät!"

„Und für das Chelsea-Hospital, Euer Liebden Schützling, bewillige ich die Summe von 10000 Guineen. Mein Schatzmeister weiß davon und wird das Geld, sobald Ihr wollt, zu Euer Liebden Verfügung stellen."

„Ich danke, Euer Majestät! Und" — zögernd, stockend kamen die Worte — „und wann dürfen wir, die Großmutter und ich, wieder in unser Häuschen ziehen?"

Da brach er aus: „Nelly! Willst du mich kränken? Dies Haus gehört dir und ich sorge selbstverständlich für alles!"

„Nicht selbstverständlich, Majestät! Ich bin ja kräftig und jung. Ich kann arbeiten!"

„Nelly!" Der gut geschulte Diener war lautlos verschwunden.

„Nelly!" Der König war aufgesprungen, seine Stimme bebte. Mit hartem Griff faßte seine Hand ihr zartes Armgelenk.

„Weib! Daß ich so wahnsinnig liebe! Aber ich darf doch nicht! Nelly, ich darf doch nicht!"

Und auf einmal lag der große Mann auf den Knien vor ihr und barg den Kopf in ihrem Schoß. Ein Schluchzen durchschüttelte ihn, ein Weinen, wie nur der Mann weint, wenn einmal ihn, den Beherrschten, Harten, das Weh übermannt.

Leis strich ihre Hand über seine bebenden Schultern. Immer wieder wie eine Mutter ihr Kind streichelt. Und auf einmal klang durch die zitternden Worte die Schelmerei von einst: „Komm, Karl Stuart, stehe auf, das Orangemädchen wird hier wohnen bleiben und wird deine Freundin auch für später sein. Steh auf! Und jedesmal, wenn die Glocken von St. Martin in the Fields läuten, dann denkst du an die kleine Nelly Gwinn, die dich einmal sehr lieb gehabt hat!"

Sie schob ihn mit sanfter Hand von sich. Verwirrt stand er auf. War sie so rasch getröstet? Oder belog sie ihn und sich?

Da stand auch Johnson in der Tür, unbewegt, und doch sprach sein Gesicht mahnend: es ist Zeit.

„Ich komme!"

„Kein Abschied mehr, Karl! Wir sehen uns ja wieder."

Die neue Königin hatte genug willige Geschöpfe, die ihr alles aus dem Leben des Königs, aus seiner Vergangenheit berichteten. Und bald genug hatte man ihr von der „unverschämten Komödiantin" gesprochen, die neben St. James Park ihr Haus habe. Und die auch jetzt noch oft auf dem Hügel stehe, wenn der König unten vorbeireite. — Nein, sprechen täten sie nicht miteinander, aber der König blicke hinauf und zurück, bis der Weg eine Biegung mache. Und sie? Ob sie nichts tue? Nein, nur stehen tue sie dort im blauen Mantel, und die braunen Locken hingen auf den weißen Nacken herab, ohne Puder, und nicht mal Schönheitspflästerchen brauche sie!

Ob sie denn so schön sei, daß sie das alles nicht nötig habe?

Freilich, die Königin könne sie sich ja auch mal ansehen. Das helfe ja nichts!

Und eines Tages ritt die Königin, die gut im Sattel saß, sonst aber reizlos und unschön war, unter der Mauer vorbei. Nelly hatte den Hufschlag des Pferdes gehört und glaubte, es sei der König. — Sie stand wartend. Der blaue Mantel glitt halb von der Schulter und ließ den schneeigen Nacken sehen. Die braunen Haare lockten sich in schweren Wellen, eine Blüte lag darin. Sonst kein Schmuck, keine Kette oder Nadel. Nichts als ihre junge Schönheit allein. — Da sah sie die Königin.

Wie Dolchstiche verwundeten die Blicke der rechtmäßigen Gemahlin eine, die so tief, so tief unter ihr stand. Und doch zitterte etwas durch das Herz der Frau, das war Neid! —

Nicht lange danach wurde Nelly Gwinn krank. Eine seltsame Krankheit! Man wußte nicht, was es war. Und als die Glocken von St. Martin zum ersten Male läuteten, da klangen sie über einem frischen Grabe unter den Bäumen neben St. James Park.

König Karl II. aber ließ von dem größten Maler, der am Londoner Hofe weilte, und der sie oft auf dem Hügel stehen gesehen hatte, ihr Bild malen. Im blauen Mantel mit den reichen Locken. Eigenhändig hing er es im Schloß Hampton Court auf und der weise, korrekte Herr Johnson wachte mit Argusaugen darüber. Er wußte ganz genau, wenn der König einmal wieder in die zügellosen Ausschweifungen seiner Jugend verfiel, dann war eine Erinnerung zu mächtig geworden, die er ertöten wollte. — Und wenn der König auch nicht selbst hingehen durfte zu dem Grabe im Garten neben St. James Park, Johnson ging hin und legte Blumen auf das Grab . . .

Frau Martha.

Von Walther Eggert-Windegg.

Seitdem ihr Sohn groß geworden, war Frau Martha wieder allein.

Ihr Mann hatte ihr nie angehört; und sie liebte ihn nur um des Kindes willen. Wie hatte sie Gott gedankt für diesen einzigen Sohn — war sie nun doch geliebt. Aber dann war Erich größer und groß geworden und brauchte sie nicht mehr. Frau Martha war verlassener denn je, blieb immer allein zu Hause.

Die einfache Frau fühlte sich da am wohlsten, war nichts anders gewohnt. — Wirklich, sie war ein so altmodisches Hausfrauchen, daß Erich nicht einmal Kameraden nach Hause laden konnte.

Frau Martha sah das alles und trug es. Aber ihre Haare waren schnell weiß geworden, und sie kränkelte. Es stehe nicht gut um sie, meinte der Arzt, sie klagte aber nie.

„Wir müssen sie ein bißchen mehr pflegen", sagte der Vater — wer weiß, wie lange sie noch da ist, mochte er dabei denken. „Führe sie heut abend ins Theater, nachher erwarte ich Dich."

Und auch das trug Frau Martha, unter fröhlichen, lachenden Menschen zu sitzen. Frau Martha besann sich, wann sie zum letztenmal gelacht habe — da mußte sie laut weinen. —

„Gott, wie nervös Du bist, Mama — was sollen denn die Leute denken — so komm doch." Er führte sie hinaus. Sie zitterte, sie hatte Fieber. „So, nun fährst Du nach Hause und legst Dich zu Bett", bestimmte er. —

„Und Du?" —

„Ich gehe zu Papa." —

„Nimm mich mit!" bat Frau Martha. Der Sohn stutzte: das konnte sie nur im Fieber bitten.

„Unmöglich, Mama", schlug er ab.

„So komm Du mit mir, ich fürchte mich allein, Erich."

„Ich sagte doch, daß Papa mich erwartet. Kannst doch allein fahren, ist ja nicht weit — Kutscher!"

Auch das trug Frau Martha. Die Mutterliebe eines ganzen Lebens sammelt sich noch einmal in ihrem Blick. Mit so viel Innigkeit umarmte sie ihr Kind, mit so viel Schmerz. Sie hätte aufschreien mögen: laß mich doch Deine Mutter sein, sei doch nur ein einzigmal mein Sohn!"

Sie war fort. Erich ging entgegengesetzt. Da bemächtigte sich seiner ein quälendes, unbestimmtes Gefühl. Einen großen Haß fühlte er in sich aufsteigen. Haß gegen die ganze Welt. Manchmal war es ihm, als riefe jemand seinen Namen — mit der Stimme der Mutter. Er hätte sie doch nicht allein gehen lassen sollen — sie war so sonderbar gewesen, vielleicht war sie ernstlich krank; und er hatte sie so lieblos abgewiesen. Da begriff er seinen Selbsthaß: da jenes Gefühl ihm Bewußtsein wurde, Bewußtsein einer furchtbaren, langen Sünde. — Was hatte die Mutter ihm alles gegeben, und was empfangen, was hatte sie leiden müssen. Es wühlte sein Herz auf. Er konnte keine Stunde so weitertreiben, er mußte sie um Verzeihung bitten und ihr Besseres geloben. Ihr letzter Blick hatte ihm geoffenbart, wie heiß dies Mutterherz geliebt und wie es geblutet habe, — und wen es geliebt und wer es verwundet habe.

Endlich war er zu Hause, bei ihr; es war ihm leichter geworden. Vorsichtig trat er ins Wohnzimmer, niemand antwortete ihm. So war sie schon zu Bett gegangen. Leise schlich er in ihr Schlafzimmer.

„Mutti — Mutti—; sie schläft." So wollte er sie wecken; er mußte ihre Verzeihung haben. Er trat ans Bett und tastete nach ihrer Hand. Plötzlich schrak er zusammen und zog seine Hand zurück: — was war das gewesen? Er tastete nach ihrem Gesicht — es war eiskalt.

„Mutter", fragte er wie ein ängstliches Kind. „Eiskalt", lispelte er schaudernd, „eiskalt".

Er besann sich: — „totenkalt!"

Der Gedanke hatte getroffen: ein dumpfer Fall, dann blieb es still — totenstill.

Purzel.

Eine wahre Hundegeschichte v. Herta Freifrau v. Könitz-Knobloch (Braunschweig).

Annelies feierte ihren 12. Geburtstag. Bereits vor Wochen und Monaten hatte sie sich brennend einen ganz kleinen, echten Teckelhund gewünscht. Auf ein Zeitungsinserat hin schrieb nun Annelies' Vater und bestellte den, in allen Tonarten gelobten vollkommen rassereinen, preisgekrönten goldbraunen Zwerg-Teckelhund „Minne".

Mit größter Spannung erwartete man am Morgen des Wiegenfestes das Gefährt des Milchmannes. Der „Milchpeter" genoß ungefähr das gleiche Ansehen wie der Weihnachtsmann. Es war auch etwas ganz Besonderes, wenn Milchpeter die säuerlich riechende, feststinkende Lederposttasche mit seinen schwieligen Fäusten überreichte. Erschien er jedoch mit einem Paket unter dem Arm ... so wurde der erwartungsvolle Augenblick ganz extra feierlich. Und heute hob Milchpeter gar eine regelrechte Kiste mit Guckloch von seinem Karren. Und aus diesem Guckloch leuchteten drei schwarze, blanke Flecke hervor, die in einem neugierigen Hundegesicht Augen und Nase bildeten. Jetzt arbeitete eine eifrige, rote, heiße Zunge an dem Deckel und ein nervöses „ua-i"-Stöhnen.

Annelies' Brüder, zwei Jungen von 11 und 14 Jahren, bereiteten mit schon bereit gehaltenem Handwerkszeug den verdeckten Ankömmling. Der Kistendeckel war kaum geöffnet, als Leo, der ältere der Jungen, rief:

„Pfui Teufel, das soll ein Zwerg-Teckel sein? Das ist ja ein Nilpferd." Und schon sprang ein Nobia-vierschrötiges Hundevieh aus dem Verschlag.

„Da sind wir aber ganz schauderhaft betrogen worden," schrie Annelies' Vater stirnrunzelnd. „Das ist ja kein Hund, sondern ein Köter — von Teckel schon gar nicht zu reden!"

Das Tier, das ein Zwerg-Teckel sein sollte, war allerdings fast so groß wie ein Kalb, besaß anstatt Teckelbeine verbogene, grobknochige Gliedmaßen, mit dicken, plumpen Pfoten, einen breiten, flachen, flumpigen Schädel — trug scheckiges, stellenweis gelocktes Fell, mit üppig behaartem Ringelschwanz.

Annelies, über diese Enttäuschung den Tränen nahe, wurde noch obendrein von Leo verhöhnt, indem er verächtlich hinwarf:

„Na, Annelies! Dies Vieh ist höchstens gut genug, um Wurscht d'raus zu machen!"

„Und für dieses Scheusal habe ich soviel Geld blechen müssen," bemerkte der betrogene Vater polternd. Wie entgeistert blickten die Umstehenden auf das Zwerg-Teckel-Ungetüm, das furchtbar freundlich und schwanzwedelnd von einem zum andern lief. Annelies, die kleine Tierfreundin, die für jeden Hund, ob echt oder unecht, ein warmes Gefühl hegte, aber legte sich jetzt für den also geschmähten und verhöhnten Waldmann ins Zeug. Gerade wegen seiner Unechtheit und Häßlichkeit fühlte sie plötzlich ein großes Mitleid mit ihm, fand ihn „rührend" und „süß", weil er freundlich und gutmütig war.

Einige Tage nach dieser Begebenheit unternahm man den üblichen Nachmittagsspaziergang in Begleitung Waldmanns. Man befand sich auf der Chaussee, auf der ein Gefährt herankrollte. Kaum hatte der Lenker der Rosse Waldmann erblickt, als seine Züge sich verklärten. Mit einem Ruck bringt er die Pferde zum Stehen und ruft in Jubeltönen: „Purzel — mein Purzel, du lebst noch? — wo hast du nur so lange gesteckt?"

Kaum hat der Hund die Stimme des Bauern vernommen, so schreit, heult und quiekt er vor Wonne und unbändiger Freude, springt auf den Wagen, leckt dem Bauern Hände und Gesicht. Man steht sprachlos da über diesen Zwischenfall. Dann tritt Annelies' Vater zu dem Bauern und macht ihm klar, daß man den Hund erst kürzlich für schweres Geld erstanden hat, und daß das Tier jetzt Annelies gehöre. „Aber gnädiger Herr! das ist ja rein unmöglich — das ist mein Purzel, der mir von vorigen Freitag an fortgekommen ist. Sie haben ja auch seine Freude über mich gesehen. Der Hund kennt mich als seinen Herrn. Da können Sie nur sagen was Sie wollen — das ist mein Purzel!"

Dagegen war allerdings nichts einzuwenden, denn Purzel alias Waldmann ließ sich nicht mehr von dem Bauern trennen. Seelenvergnügt fuhr letzterer mit seinem dicken Tolpatsch im Arm von dannen.

Aber für Annelies war das sehr traurig: Waldmann hatte sich als Purzel entpuppt und der richtige Teckel war futsch!

Und wie hing das alles zusammen? Ja, — ganz einfach war's, was Leo auf der Bahnstation dann später erfuhr: Eines Abends sei eine Kiste mit einem Hund angekommen. Ein Tierfreund, dem der Hund wohl Leid getan, habe dem kleinen armen Dackelgeschöpf sicher etwas Freiheit und Erholung gegönnt und ihn herausgelassen. Darauf ist der Hund aller Wahrscheinlichkeit nach entwischt oder gestohlen worden. In dem Augenblick, als man den Teckel wieder einsperren wollte, sei wohl der dicke, biedere, ahnungslose Purzel auf der Bildfläche erschienen. „Hund ist Hund", hat man anscheinend gedacht — also rein mit ihm in die Kiste — und fertig war die Laube.

Vademekum für den Theaterbesucher.

Geh. Rat Karl Zeiß, der bekannte Theaterleiter und Regisseur, veröffentlicht in dem von Max Epstein herausgegebenen „Neuen Heft" eine Anzahl beherzigenswerter Regeln für Theaterbesucher, von denen einige hier mitgeteilt seien.

Komme pünktlich zur Vorstellung. Der Zuspätkommende ist ein „öffentliches Ärgernis", wenn er während des Spiels in die Parkettreihe einbricht oder mit anderen Nachzüglern vor geschlossenen Türen auf und ab rast.

Störe deinen Nachbar nicht während des Spiels durch Papiergeknatter, Husten, Tuscheln und halblaute Kommentare zum Theaterzettel. Der Nachbar könnte dich auf ästhetischen Schadenersatz verklagen. Wenn du einen starken Bronchialkatarrh hast, bleibe lieber zu Hause. Nicht nur „Pointen" können dem Schauspieler weggehustet werden, es sind schon ganze Akte durch Hustenkonzerte über den Haufen geworfen worden.

Habe den Mut der eigenen Meinung und lasse dich nicht beirren durch die ästhetisch angehauchte Nachbarin, die mit unverstandenen Schlagworten um sich wirft. Bleibe fest gegenüber der Stimmungsmache von Klüngel und Claque, die persönliche Eitelkeit fördert und nicht die Sache der Kunst.

Laß auch die leidige Politik draußen, wenn du das Theater betrittst. Es muß eine Stätte im Kulturleben des Volkes geben, wo der Streit der Parteien verstummt.

Urteile nicht vorschnell über Werk und Vorstellung. Vergiß nicht, daß der Lebensweg des Dichters und Tonschöpfers meist ein Leidensweg ist. Vergiß auch nicht, daß jede Aufführung das Endergebnis einer langen mühevollen Arbeit darstellt.

Auch wenn du in die Jahre kommst, bewahre die jugendliche Empfänglichkeit. Die Jugend will nicht vom Alter abgeurteilt werden. Jede Generation hat ihre eigenen Anschauungen, Ideale und — Rechte.

Verlasse den Zuschauerraum erst, wenn der letzte Ton oder das letzte Wort verklungen ist. Der Gedanke an Mäntel und Regenschirme in der Garderobe tötet das Finale.

Der Kinderfreund.

Für Geist und Herz unserer Jugend.

Mit der

1. Knabenmannschaft des Riesaer Sportvereins

Knabengaumeister von Nordsachsen

in Süddeutschland.

Von Werner Fährich, Schüler der Knabenschule zu Riesa.

31. Fortsetzung.

Heute lachte keine Sonne zum Fenster herein, als ich erwachte. Wo soll sie denn um ½4 Uhr morgens schon herkommen? Leise, um die fremden Schlafgenossen nicht aus ihrer Ruhe zu stören, zog sich jeder an, ordnete sein Bett und machte alles fertig.

Draußen, im Garten, waren auf einer Bank viele Waschbecken aufgestellt. Ein kalter Luftzug wehte mir entgegen, als ich in Hemdsärmeln in den Hof trat.

Nach längerer Zeit saßen wir friedlich beisammen am Kaffeetisch. Punkt 4 Uhr verabschiedeten wir uns von dem Verwalter und verließen die Jugendherberge. Totenstill und leer war es auf den Straßen. Unsere Tritte hallten wider.

Es klang und schallte, als wenn ein ganzes Regiment marschiert käme. Lange sollten wir die Straßen nicht allein behaupten. Je weiter wir in die Stadt kamen, desto mehr Menschen ließen sich sehen. Bald wurde ein so starker Verkehr, daß man es mit einer wahren Völkerwanderung vergleichen konnte. Alles bewegte sich nach dem Bahnhofe.

Wir hatten es bald erraten, wo die vielen Menschen hinwollten. Sie hatten dasselbe Ziel wie wir: sie fuhren nach Leipzig zu dem Endspiel um die deutsche Fußballmeisterschaft 1922: 1. Fußballklub Nürnberg gegen Hamburger Sportverein. Bestimmt wußten wir's noch nicht, ob wir dahingingen. Erstens hatte unser Lehrer über uns die Verantwortung. Wo nun Zehntausende von Menschen auf einen Platz zusammengedrängt sind, da kann leicht einem ein Unglück zustoßen. Deshalb zögerte unser Führer, uns dorthin mitzunehmen.

Aber auf dem Wege zum Gothaer Bahnhof hatten wir ihn so gebettelt, daß er ein kleines bißchen einlen-

SLUB
Wir führen Wissen.